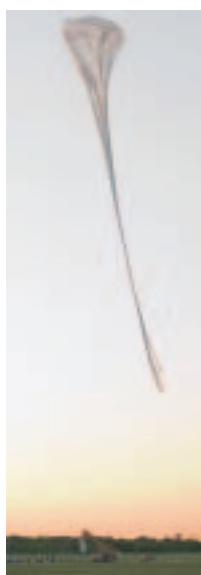


Der Ballon für die Rekorde fliegt allein davon

NORTH BATTLEFORD, 27. Mai (dpa). Die Hoffnungen des französischen Abenteurers Michel Fournier auf einen Fallschirm-Rekordsprung sind vorerst zerstoßen. Der Heliomballon, der den 64 Jahre alten früheren Armeemoffizier am Dienstag von Kanada aus Richtung Weltraum transportieren sollte, machte sich unmittelbar vor dem Start selbständig und entschwand in den Himmel. Nach wenigen Minuten hing er erschläft, aber unerreichbar in der Luft. Das Team blieb erstaunt auf dem Flughafen von North Battleford in der kanadischen Provinz Saskatchewan zurück. Der Grund für die Panne sei bislang nicht geklärt, berichtete die Zeitung „Globe and Mail“ auf ihrer Internetseite. Offen blieb zunächst auch, ob Fournier sein Experiment mit einem Sprung aus 40 Kilometer Höhe noch einmal starten will. Allein der aus einer Spezialfolie gefertigte Ballon kostete 127 000 Euro. Insgesamt dürfte das Unternehmen bisher etwa zwölf Millionen Dollar verschlungen haben. Seine Sprecherin Francine Gittins schloss einen weiteren Anlauf nicht aus: „Er ist ein unglaublich entschiedener Mann. Er wird nicht aufgeben wollen.“

Der Franzose hatte schon 2002 und 2003 ohne Erfolg zu der Aktion angesetzt – einmal platzte der Ballon noch am Boden. Mit dem Unternehmen wollte Fournier vier Weltrekorde brechen: Es sollte der bisher höchste Ballonflug und der längste, schnellste und höchste Sprung werden. Nachdem der Start in den Vortagen wegen des Wetters schon mehrfach hatte verschoben werden müssen, waren die Vorarbeiten am Dienstag weit gediehen. Fournier hatte schon damit begonnen, reinen Sauerstoff zu inhalieren – eine Voraussetzung für den Aufstieg in die Stratosphäre. Fournier sollte sich in 40 000 Meter ausklinken und in die Tiefe stürzen. Im freien Fall sollte er mit 1150 Kilometer in der Stunde die Schallmauer durchbrechen und erst 6000 Meter über der Erde die Reißleine seines Fallschirms ziehen.



Deutsche Forscherin in Kongo vermisst

tos. JOHANNESBURG, 27. Mai. Im zentral-kongolischen Salonga-Nationalpark wird seit Donnerstag der vergangenen Woche eine deutsche Forscherin vermisst. Die Wissenschaftlerin arbeitet für das in Leipzig beheimatete Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie und forscht in Kongo an Zwergschimpansen (Bonobo). Nach Angaben des Instituts war die Forscherin zusammen mit einem Assistenten am Donnerstagmorgen in den Wald aufgebrochen, um die Bonobos beim Verlassen ihrer Schlafnester zu beobachten und ihnen zu folgen. Gegen Mittag habe sie sich entgegen den geltenden Vorschriften allein zurück auf den Weg in ihr Lager gemacht. Als sie dort bis zum Abend nicht eingetroffen war, habe man sich auf die Suche nach ihr gemacht. Die junge Frau war mit einem Satellitenpeilgerät, einem Kompass sowie einer Karte des Parks ausgerüstet. Das Auswärtige Amt teilte am Dienstag mit, die deutsche Botschaft in Kinshasa sei eingeschaltet und stehe mit den Angehörigen der Frau und den kongolischen Behörden in Verbindung. Der Salonga-Park gilt als der größte zusammenhängende Regenwald in Afrika und zählt zum Weltkulturerbe.

Zwillinge nach drei Jahrzehnten zusammen

LAS PALMAS, 27. Mai (dpa). Zwei spanische Zwillingsschwester, die nach der Geburt durch eine Verwechslung getrennt worden waren, haben nach drei Jahrzehnten wieder zusammengefunden. Zu verdanken haben sie dies nach Berichten vom Dienstag der Angestellten einer Modeboutique in Las Palmas auf Gran Canaria, die mit einer der Schwestern befreundet ist. Die Verkäuferin war in dem Laden durch Zufall der anderen Schwester begegnet. Sie hielt sie irrtümlicherweise für ihre Freundin und wunderte sich, dass diese nicht grüßte. Die Verkäuferin vermittelte 2001 ein Treffen der fast identisch aussehenden Frauen. Diese ließen drei Jahre später einen DNA-Test vornehmen und erfuhren so, dass sie Zwillingsschwester waren. Beide waren im März 1973 in einem Krankenhaus in Las Palmas zur Welt gekommen. Eine von ihnen wurde jedoch versehentlich mit dem Kind einer anderen Frau vertauscht und wuchs bei fremden Eltern auf. Die andere erhielt eine Schwester, die nicht mit ihr verwandt ist. Sie verklagen nun das Krankenhaus auf drei Millionen Euro Schadensersatz.



Viel Steine gibt's und wenig Gold: Jerry Monfort (links) und Eric Bonadore beim Goldwaschen im Geröll der Sonora-Wüste

Fotos Nina Rehfeld

„Das Gold ist, wo du's findest“

Der Goldpreis ist hoch, und die Wirtschaft rutscht in die Krise. Kein Wunder, dass in der Wüste von Arizona immer mehr Schürfer nach Gold suchen.

Von Nina Rehfeld

STANTON, im Mai. Bill Davis nimmt seine verstaubte Basecap ab und wischt sich mit sonnengegerbten Armen den Schweiß von der Stirn. „Leider nichts“, sagt Davis. Er sieht aus, als gehöre er zu einem Minensuchtrupp. Doch der Metalldetektor in seiner Hand dient der Goldsuche. Eben ist der 74 Jahre alte Goldschürfer vom Rich Hill herabgestiegen, einem felsigen Hügel in der Sonora-Hochwüste 130 Kilometer nordwestlich von Phoenix, einem der besten Fundorte des Bundesstaates Arizona.

Seit zehn Jahren durchwühlt Davis menschenleere Wüstenlandschaften nach Gold. Bislang hat er dem Boden ungefähr 200 Nuggets abgetrotzt. Doch in letzter Zeit wird es immer geschäftiger in den einsamen Hügeln, die von Kakteen und dornigen Mesquitebüschen durchzogen sind. „Überall kaufen die Leute Claims und ziehen Zäune“, sagt Davis. Die Suche nach dem Edelmetall erlebt einen neuen Boom. Als Davis Ende der Neunziger mit dem Goldschürfen begann, war die Feinunze Gold rund 300 Dollar wert. Mitte März 2008 durchbrach der Goldpreis erstmals die Marke von 1000 Dollar je Feinunze, jetzt hat er sich auf etwa 930 Dollar eingependelt. Deshalb steigt, nicht zuletzt angesichts der schwächelnden Wirtschaft, im amerikanischen Westen das Goldfieber.

Die Gold Prospectors Association of America hat nach einem schnellen Anstieg nun 45 000 Mitglieder. Und viele Ausrüster erkennen einen Kundenansturm: „Wir haben einen Umsatzanstieg zu verzeichnen“, sagt Ryan DeShon, der den Goldschürfer-Laden A&B Prospecting Supplies im Osten von Phoenix betreibt. „Normalerweise verkaufen wir rund 100 Stück unserer Neulingsausrüstung pro Jahr, in diesem Jahr gehen doppelt bis dreimal so viele weg.“ DeShons Inventar reicht vom schlichten Schürfer-Baukasten mit Goldpfanne, Eimer und Schaufel für 50 Dollar bis zu Hightech-Metalldetektoren für fast 5000 Dollar. Die meisten seiner Kunden, sagt er, seien Pensionäre auf der Suche nach einem Hobby. „Aber in letzter Zeit gibt es einen Zustrom jüngerer Leute zwischen 30 und 40.“

DeShons Laden liegt am Fuß der Superstition Mountains („Gebirge des Aberglaubens“), wo nach einer alten Legende die Lost Dutchman Mine verborgen ist – eine üppige Goldmine, deren Position ihr Entdecker, ein deutscher Schürfer namens Jakob Waltz, erst auf dem Sterbebett preisgegeben haben soll. Noch immer durchkämen Glücksritter vergebens die Wildnis danach.

Arizonas letzter Goldrausch liegt 150 Jahre zurück. Als Jake Snively 1858 Gold am Gila River fand, geriet Arizona ins Blickfeld jener Glücklosen, die sich in den Hügeln Kaliforniens vergeblich die Finger wund gegraben hatten. 1862 stieß Henry Wickenburg, ein österreichischer Emigrant, der die Kunst des Goldschürfens in Kalifornien erlernt hatte, am Hassayampa River auf das Edelmetall. Das daraufhin

einsetzende Goldfieber begründete 1863 die kleine Stadt Wickenburg, eine gute Autostunde nordwestlich von Phoenix. Rings um Wickenburg liegen heute historische Schürfstätten in unwegsamen Wüstengebieten. Hierher kommen auch die neuen Goldschürfer. Denn wo schon einmal Gold gefunden wurde, ist womöglich noch mehr zu holen.

In dem winzigen Ort Stanton, wo das Opernhaus von 1863 noch immer dem alten Gold City Hotel gegenübersteht, fühlt man sich ins vorvergangene Jahrhundert zurückversetzt – wären da nicht die zwei Dutzend Wohnwagen neben den historischen Gebäuden. Die ehemalige Goldgräberstadt ist jetzt ein Campingplatz mitten in der Wüste, in der Hobbyschürfer Station machen. Und in Weaver, ein paar Meilen weiter entlang einer abenteuerlichen Schotterpiste, die Gegenwart auch so aus wie die Vergangenheit. Nur ein paar Meter abseits der Geisterstadt-Ruinen haben rauhbeinige Rentner ihre Camper und Geländebuggys geparkt. Von hier schwärmen sie aus, um den Rich Hill anzuzapfen.

Am Fuße des Hügels, auf dem der Schürfer Pauline Weaver Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zufällig über kartoffelgroße Nuggets gestolpert war, zeugen eine Handvoll Überbleibsel von



Eines von 200: Bill Davis mit einem Goldnugget, diesmal vom Rich Hill



Abgesteckte Hoffnung: Ein Schild in der Nähe des Rich Hill warnt unbefugte Schürfer vor dem Betreten eines verkauften Suchgrundstücks

der geschäftigen Vergangenheit des Ortes, ein paar von Mesquitebüschen überwucherte Mauern, eine löcherige Steinhütte mit eingestürztem Dachstuhl, ein kleiner Friedhof, auf dem ein Dutzend bleiche Holzkreuze aus Steinhäuten ragen. „Downtown Weaver“, sagt Gene Tolman mit einer Handbewegung in Richtung der Ruine, die einst das Postamt gewesen sein soll. Tolman, ein Mann Anfang Siebzig mit weißem Bart und Hosenträgern über dem karierten Hemd, ist Mitglied der 24 Karat Gold Hunters. Die Gründerin des Goldgräberclubs, Elly Loftin, besitzt insgesamt elf Claims rings um den Rich Hill. Für eine Mitgliedsgebühr von 350 Dollar im Jahr kann man auf Ellys Ländereien schürfen gehen.

Um den Hals trägt Tolman, dessen Waden mit Gamaschen gegen Klapperschlangen und Kakteentacheln gewappnet sind, eine Kette mit einem daumengroßen Nugget, das er in Alaska gefunden hat. In Arizona hat er bislang nur Körner aus dem Boden geholt, aber das bremsst ihn nicht. „Dies ist eine der reichsten Goldgegenden des Südwestens“, sagt er und lässt sich im Schatten seines Campers nieder. Tolman hat Zeit. Anders als die Pioniere des 19. Jahrhunderts hat er eine Altersrente im Rücken und eine ebenso ansehnliche wie kostspielige Gerätesammlung zur Verfügung: Campingwagen, Geländebuggy, Metalldetektor, Spitzhacke, Machete.

Das Land hier draußen ist weit und unwegsam. In Arizona, mit 306 000 Quadratkilometern Fläche fast so groß wie Deutschland, leben gerade sechs Millionen Menschen. Fast zwei Drittel der Landfläche sind noch in öffentlicher Hand. Außerhalb der Ballungszentren Tucson und Phoenix erstrecken sich Hunderte Kilometer unberührter Gebirgs- und Wüstenlandschaften, wie man sie sonst nur aus Westen kennt. Auf einer topographischen Karte, wie sie jeder Goldschürfer mit sich trägt, sind die mehrere Quadratkilometer großen Claims, die zu Clubs oder Privatbesitz gehören, nur schmale Balken im Gelände.

Auch Charles Tarvin ist Vollzeit-Goldjäger. Dort oben, sagt der Vierundsechzigjährige und zeigt von seinem Quad-Gefährt aus auf die Hügelkuppe, habe man schon genügend Gold zum Einschmelzen gefunden. Er selbst sei Zeuge gewesen, wie einer unweit von hier einen faustgroßen Klumpen aus dem Boden holte. „Ich selbst habe in den letzten Tagen sieben kleine Nuggets gefunden, irgendwo zwischen drei und 15 Gramm das Stück.“ Das

entspricht beim aktuellen Goldpreis einem Wert von 55 Euro bis 270 Euro. Aber leben, so Tarvin, kann man davon nicht: „Viele versuchen es, aber keiner schafft's.“ Die meisten machen kehrt, sobald ihnen klar wird, dass auch eine relativ schmale Ausbeute nur mit viel harter Arbeit zu erzielen ist. Mel Vrooman ist noch nicht umgekehrt. Vrooman, 51, ein Elektriker aus Phoenix, hat sich vor sechs Monaten zu Tolman und Tarvin gesellt. „Ich wollte eigentlich bloß übers Wochenende kommen. Aber dann habe ich eine halbe Unze Gold gefunden und bin geblieben. Jetzt lerne ich das Goldschürfen.“ Das Geheimnis? „Das Gold ist, wo du's findest.“ Er lacht.

Goldschürfen in Arizonas Wüste ist Knochenarbeit. Am Tag steigt das Thermometer unter der Sonne schon im Mai auf 35 Grad, nachts ist es noch unter zehn. Klapperschlangen bevölkern das dornige Gestrüpp im felsigen Gelände, und es gibt kaum Wasser zum Goldwaschen. Tolman und Tarvin haben über ihren Club Zugang zu einem Brunnen, aus dem sie Wasser in künstliche Tümpel pumpen. Andere schleppen Eimer voller Geröll aus der Wüste zum nächsten Bach. Und dann sind da noch die Claim-Jumper – die unbefugte die Schürfgelände anderer ausbeuten. Jeder hier draußen trägt eine Waffe, und jeder beteuert, sie sei zum Schutz gegen Klapperschlangen. Aber Geschichten von handfesten Streitereien hat jeder schon gehört.

„Man braucht schon einen Hang zur Natur und zum Abenteuer, um dies länger durchzuhalten“, sagt Rod Fitzhugh, 40, aus Phoenix, der schon als Sechzehnjähriger in Arizonas Bergen nach Gold schürfte. Fitzhugh betreibt die Website Arizona-goldprospectors.com, ein wahres Kompendium von Goldschürferinformationen. Gründliche Recherche, sagt Fitzhugh, auf dessen Computermonitor der aktuelle Goldpreis im 30-Sekunden-Abstand aktualisiert wird, sei das A und O der Goldsuche. Fitzhugh hat schon auf öffentlichem Land und in Clubs geschürft, er hat sich Claims für vielversprechende Gegenden gesichert, und er hat auf jungfräulichem Gelände nach Gold gegraben. Er blättert in öffentlichen Bibliotheken alte Dokumente und Zeitungsausschnitte durch, kartiert in mineralhaltigem Boden wachsende Pflanzen und besondere Gesteinsformationen und hält auf Wüstenwanderungen Ausschau nach Anzeichen vergangener Schürferaktivität, um Goldvorkommen zu lokalisieren. Doch er hebt hervor, dass das Ganze nicht mehr als ein lukratives Hobby ist. „Wenn man seine Hausaufgaben macht, kann man regelmäßig 100 bis 200 Dollar am Wochenende aus dem Boden holen. Aber ich kenne niemanden, der dies als Vollzeitjob betreibt und nicht in seinem Auto wohnt.“

Neben Glück, Verstand und einem Sinn für Abenteuer erfordert das Goldschürferdasein also vor allem Optimismus. Eric Bonadore, 39 Jahre, kam vor zwei Monaten aus Texas nach Arizona, nachdem er eine Sendung über Goldsucher im Discovery Channel gesehen hatte. Er kaufte sich einen Metalldetektor und eine Waschrinne und machte sich auf den Weg. „Bis jetzt habe ich jeden Tag Gold im Wert von etwa 40 Dollar gefunden, steuerfrei“, sagt Bonadore, der in einem Bachbett schippchenweise Sand aus einem Eimer durch seine Waschrinne laufen lässt und alle paar Minuten ein winziges Goldplättchen mit einer Pipette herausfischt. „Und verkaufen werde ich es erst, wenn der Goldpreis um die 1500 liegt.“ Vor ein paar Tagen bekam er einen Job auf dem Campingplatz von Stanton angeboten. „Vielleicht bleibe ich noch ein Weilchen.“

Ein-Kind-Politik für Erdbebenopfer aufgehoben

P.K. PEKING, 27. Mai. Einsatzkräfte im chinesischen Erdbebengebiet haben am Dienstag mit der Evakuierung von 33 Orten mit mehr als 150 000 Menschen im Bezirk Mianyang begonnen. Die Dörfer und Städte sind gefährdet, weil ein aufgestauter See bei Tangjianshan, der durch einen Erdsturz entstanden war, überlaufen oder brechen könnte. Die Nachrichtenagentur Xinhua meldete weiter, möglicherweise müsse man bis zu 1,2 Millionen Bewohner der Gegend in Sicherheit bringen. Der See hinter dem Erdsturzschutt wird ständig größer, und der Abflusskanal, an dem Soldaten arbeiten, wird wohl nicht vor Ende nächster Woche fertig. Die Arbeiten werden dadurch erschwert, dass der See bei Tangjianshan nur zu Fuß erreicht werden kann. Im Erdbebengebiet gibt es 35 Seen, die entstanden, als bei dem Beben Erdrutsche die Flüsse stauten. Auch etwa 100 Staudämme in dem Gebiet gelten als gefährdet.

Nach den neuesten Zahlen vom Dienstag sind bei dem Erdbeben vom 12. Mai 67 183 Personen ums Leben gekommen; weitere 20 000 werden vermisst. Mehr als 360 000 Personen wurden verletzt, mehr als fünf Millionen obdachlos. Die Behörden haben mittlerweile bekanntgemacht, dass Eltern, die ihr einziges Kind bei dem Erdbeben verloren haben, ein zweites Kind haben dürfen. In China gilt für die meisten Städte die Ein-Kind-Politik. Bei dem Erdbeben waren viele Kinder umgekommen, weil Schulen einstürzten, in denen zur Zeit des Erdbebens am frühen Nachmittag Unterricht stattfand. Viele Eltern machen die schlechte Bauqualität der Schulen für das große Ausmaß der Zerstörung verantwortlich.

Der letzte Veteran der k. u. k. Armee gestorben

STUTT GART, 27. Mai. Franz Künstler, der letzte Veteran der k. u. k. Armee, ist im Alter von 107 Jahren gestorben. Der am 24. Juli 1900 in der damals südingarischen Stadt Soost geborene Künstler lebte seit mehr als 50 Jahren in der kleinen baden-württembergischen Gemeinde Niederstetten in der Nähe von Bad Mergentheim. Künstler war Donauschwabe, seine Familie gehörte zur deutschen Minderheit in Österreich-Ungarn. Im Januar 1918 musternte die Militärärzter Künstler, schon im März nahm der damals 17 Jahre alte Junge an Kampfhandlungen mit der italienischen Armee am Piave teil. Nach der Niederlage der österreichisch-ungarischen Armee im November 1918 flüchtete er nach Wien. Neun Millionen Soldaten zählte die Armee der k. u. k. Monarchie während des Ersten Weltkrieges, mehr als 1,2 Millionen Soldaten kamen im Gefecht um. Am Zweiten Weltkrieg nahm Franz Künstler als Kurier teil. 1946 ließ er sich in Niederstetten nieder, wo er mit seiner Frau und seinem Sohn lebte, der heute 86 Jahre alt ist. Künstler restaurierte Möbel und führte bis ins hohe Alter Touristen durch das Jagdmuseum von Schloss Haltenbergstetten. Noch in diesem Jahr sagte er der Zeitschrift „Cicero“: „Wenn ich 110 bin, kann mich der Teufel holen.“

In Südafrika viele Tote bei Busunglück

tos. JOHANNESBURG, 27. Mai. Bei einem Busunglück in der südafrikanischen Provinz Eastern Cape sind am Dienstag zahlreiche Passagiere ums Leben gekommen. Bislang konnten Rettungskräfte 26 Tote und 22 Verletzte bergen. Die Polizei nimmt aber an, dass sich noch mindestens 30 Opfer in dem Wrack befinden. Die Bergungsarbeiten sind schwierig, da das Fahrzeug in einen Fluss stürzte und anderthalb Meter unter der Wasseroberfläche liegt. Der Bus war in der Nähe der Stadt Cedarville vermutlich wegen defekter Bremsen von der Straße abgekommen und 80 Meter tief in eine Schlucht gestürzt.

Kurze Meldungen

Bernd Herzsprung, Schauspieler, und seine Frau Barbara haben sich am Dienstag nach 29 Jahren vom Amtsgericht München scheiden lassen. Eine Gerichtspräsidentin bestätigte einen Bericht des Internetportals „bunte.de“. „Das ist ein trauriger Tag für mich“, wird der 66 Jahre alte Schauspieler zitiert. Seine frühere Frau Barbara war zuletzt Dschungelcamp-Kandidatin und Werbefigur für Anti-Schnarch-Spray. (dpa)

Carla Bruni-Sarkozy, Frankreichs First Lady, ist am Dienstag früh aufgestanden. Unangekündigt begleitete die vierzigjährige Sängerin ihren Mann Nicolas Sarkozy um fünf Uhr morgens auf den Pariser Großmarkt Rungis. Hand in Hand flanieren beide durch die Fleisch-, Käse- und Blumenhallen. „Ah, endlich! Wir haben eine Präsidentin“, rief eine Frau. „Sie ist etwas bläss“, sagte ein junger Mann über das frühere Model, das nur wenig geschminkt zu dem Termin erschien, auf dem der Präsident das von ihm vielzitierte „Frankreich, das früh aufsteht“ treffen wollte. (AFP)